

Nr. 146. Bromberg, den 14. Juli 1928.

Jan Fock, der Millionär.

Roman von **Edmund Sabott.**

Vertrieb: Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62.

(21. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Er wurde unvermittelt heiter und gesprächig. „Wegen des Gehalts brauchen Sie sich gar keine Kopfschmerzen zu machen. Ich zahle Ihnen ebenso viel wie . . .“ Er hatte sagen wollen: wie Ihr Pferdehändler, aber glücklicherweise konnte er seine Zunge noch im letzten Augenblick bändigen .... „ebenso viel, wie Sie jetzt beziehen; wenn Sie wollen, auch noch mehr — fünfhundert vielleicht, wie?“

Er erreichte genau das Gegenteil von dem, was er erreichen wollte: Erla wurde mißtrauisch.

„Wollen Sie mir bitte sagen, für welche Arbeit ich ausersehen bin?“

„Tja — hm — also, Sie sollen Schreibmaschine schreiben, nicht wahr? Stenogramme aufnehmen — was es eben so zu tun gibt . . .“

„Welcher Art ist Ihre Firma, Herr Fock?“

„Die Firma muß erst noch gegründet werden — wenigstens in Deutschland.“

„Verzeihen Sie! Befindet sich denn Ihre Firma im Ausland?“

„Ja, in Brasilien. Haben Sie keine Lust, nach Amerika zu gehen?“

Ihr Mißtrauen verstärkte sich. Sie mußte diese Stellung ablehnen, da gab es nichts zu überlegen. „Brasilien ist ein bißchen weit, Herr Fock!“

„Gott bewahre! Ein paar Tage Seefahrt!“

„Nun ja, aber zum Berliner Vorortverkehr gehört Brasilien gerade nicht!“

Er lachte. „Nein, das kann man wohl nicht sagen. Aber die Welt ist ja so klein! Selbst wenn Sie einen hübschen Erholungsaufenthalt drüben mit einrechnen, können Sie in acht Wochen hin und zurück sein . . .“ Er hielt bestürzt inne. Wie hatte er nur so unvorsichtig sein können, von dieser achtwöchigen Frist zu sprechen! Erlas Blick war so durchdringend auf ihn gerichtet, daß es aussah, als habe sie Verdacht geschöpft.

Er täuschte sich: sie war nur mißtrauisch. Brasilien lockte sie, aber es gelang ihr doch nicht, ihre furchtsamen Bedenken zu überwinden. Ihr fielen Geschichten von teuflischen Mädchenhändlern ein, verworfenen Gesellen, die unwissende und unerfahrene Frauen verschleppten, verschacherten und sie erbarmungslos einem elenden und schändlichen Schicksal auslieferten. Teuflische Züge waren indessen an Jan Fock nicht zu entdecken; er sah vielmehr gutherzig, wacker und ehrenhaft aus. Zu einem Mädchenhändler fehlte ihm vermutlich alle Begabung. Aber die Rätsel, die ihn umgaben, wurden dichter und undurchschaubarer.

„Ich fürchte sehr, Herr Fock, daß es mir ganz unmöglich ist, in Ihre Dienste zu treten. Meine Eltern würden sich bestimmt widersetzen, und ohne ihre Einwilligung unternehme ich nichts. Mißverstehen Sie mich, bitte, nicht! Die Stellung, die Sie mir bieten, ist verlockend, vielleicht zu verlockend!“

„Sie mißtrauen mir?“

Erla antwortete aufrichtig: „Ja, ich mißtraue Ihnen, Herr Fock! Verzeihen Sie meine Offenheit!“

Sein Gesicht drückte tiefe Kümmernis aus. „Was kann ich denn tun, um dieses Mißtrauen zu zerstreuen?“

„Warum liegt Ihnen so viel an mir?“

Darauf eine Antwort zu finden, war schwer. Jan blickte sie gedankenvoll an, und er gedachte all der Mühseligkeiten und Versuchungen, die er hatte überstehen müssen, bevor es zu dieser Unterredung mit Erla gekommen war: die Irrfahrten mit dem großen Saphir in der Tasche, der Winkelhändler in Genua, das rätselhafte Verschwinden des Steins aus dem Wandtresor im Hotel Miramare — das alles stand vor seinen Augen, und er fühlte sich versucht, seine Maske abzulegen. Vielleicht hätte er es auch getan, wenn der Stein in seiner Tasche gewesen wäre.

„Ich verstehe Ihr Mißtrauen, Fräulein Rickenbach, und ich will versuchen, Sie zu überzeugen, daß weder ich noch Brasilien dieses Mißtrauen verdienen. — Haben Sie in deutschen Zeitungen schon einmal meinen Namen gelesen?“

Sie machte verwunderte Augen. „Nein! Sind Sie ein so berühmter Mann?“

Er kramte aus dem Papierstoß, der vor ihm lag, eine amerikanische Zeitung hervor und reichte sie ihr herüber. Ein Aufsatz war angekreuzt. „Lesen Sie, bitte!“

Sie griff zögernd nach dem Blatt und las, was Mister Bellicock, der Berichterstatter der „Daily World“, über die Riesenerbschaft des Herrn Jan Fock aus Ulvesbüll und über seine tapfere Tat in einem brennenden Hause zu berichten gewußt hatte.

Als sie zu Ende gekommen war, ließ sie das Blatt sinken und fragte in ehrfürchtigem Staunen: „Sie sind dieser Jan Fock?“

„Vergleichen Sie, bitte, das gedruckte Bild in der Zeitung mit mir“, sagte Jan. „Sehr deutlich ist es zwar nicht, aber Sie werden mich wohl erkennen, nicht wahr?“

Erla nickte.

„Warum lächeln Sie, Fräulein Rickenbach?“

„Ich wußte nicht, daß heute noch Märchen erlebt werden!“

„Tja — das hab' ich auch nicht gewußt!“

„Und dieses ganze Vermögen — die Urwälder am Amazonenstrom, die Reis- und Baumwollpflanzungen an der Küste, die Kaffeeplantagen in — wie hieß die Provinz? — in Maranhao, die Erzgruben in Chile und Bolivien — das alles gehört Ihnen?“

„Ja, mir und meinem Freund Rudyard Holligan.“

Sie schwieg ein paar Atemzüge lang. Dann fragte sie leise: „Fürchten Sie sich nicht?“

„Wovor?“

„Vor Ihrem Glück!“

„Ich habe mich gefürchtet.“

„Und wie haben Sie diese Furcht überwunden?“

„Durch die Gewöhnung und durch die Erkenntnis, daß das Glück gar nicht so groß ist, wie es scheint.“

„Sie sind undankbar!“

„Nein, nicht undankbar, sondern . . . vernünftig, hoffe ich.“

„Es muß sehr schwer sein, ein solches Märchen zu erleben und vernünftig zu bleiben.“

„Das hab' ich an mir erfahren.“

„Um so mehr sind Sie zu loben. — Aber erzählen Sie mir doch bitte, was Sie mit Ihrem Reichtum anfangen werden!“

Jan lehnte sich in seinen Sessel zurück. „Heute fehlt mir noch der Überblick, Fräulein Rickenbach. Über Pläne, Vorsätze und Hoffnungen bin ich noch nicht weit hinausgekommen. Aber das ist eben der Anfang; bald werde ich weiter sein! — Argentuela war alt. Er arbeitete nach Grundsätzen,

die vor vierzig Jahren Gültigkeit hatten: in Schlendrian **und** Verschwendung. Rudyard Holligan hat mir ausführlich über alles berichtet. Ich bin im Bilde und weiß wenigstens, wo die Hebel anzusetzen sind. Was wir dort drüben brauchen, sind Menschen und Maschinen. Sehr viel Menschen und noch mehr Maschinen! Diese Menschen hinüberzubringen und ihnen dort drüben eine neue, eine gesunde und reiche Heimat zu schaffen — das soll meine erste Aufgabe sein. Wir brauchen Tausende und Abertausende: Handwerker, Landwirte, Ärzte, Wissenschaftler, Techniker. Wir wollen die Maschinen drüben in eigenen Werkstätten herstellen lassen und nur die Rohstoffe kaufen, sofern wir sie nicht aus unseren eigenen Gruben und Wäldern beziehen können. Wir wollen jedes Quentchen unseres Überflusses dort drüben nutzbar machen und nichts vergeuden, wie es bisher getan wurde. Haben Sie einmal in den Zeitungen gelesen, daß drüben in den Maschinen Mais verfeuert wurde, während in Europa, Rußland, China Millionen verhungert sind? Wir wollen haushalten, damit wir um so reichlicher verteilen können an die, die uns behilflich sind, die Schätze zu heben. — Das Ziel liegt noch weit, aber ich erkenne es genau, und ich bin mir mit Rudyard Holligan über unsern Marschweg einig: ein glückliches Land soll da drüben am Amazonas entstehen. Das will Rudyard, und das will auch ich!“

Er hielt inne, ein wenig verwirrt von seiner eigenen Begeisterung und selbst ergriffen von den Zielen, die er zum erstenmal vor einem anderen enthüllt hatte. Er strich sich über die Augen und lächelte.

Eine kurze Pause entstand. Dann sagte Erla stockend: „Es ist doch möglich, Herr Fock, daß ich mit Ihnen nach Para gehe . . . vielleicht sogar in den dicksten Urwald . . . nach Manaos. Ich möchte es sehr gern kennenlernen und . . . schaffen helfen — Ihr glückliches Land!“

XXXIII.

Szamtes' Gesicht lief bläulich an, als er von Erlas Entschlüssen hörte, aber seine Empörung wandelte sich bald in tiefe Niedergeschlagenheit.

„Nee“, sagte er verzweifelnd und händeringend, „nee — wo wir uns doch so gut verstanden haben . . . . dasse mir das antun können! Hörense — das kann nich Ihr Ernst sein, Fräulein!“

„Es ist mein Ernst, Herr Szamtes!“

„Gefällt's Ihnen denn nich bei mir?“ wehklagte er.

„Es handelt sich nicht darum.“

„So redense doch bloß mal 'n deutliches Wort! Was wollnse'n? Mehr Geld? Is' Ihnen die Arbeit zu viel?“ Ein erleuchteter Gedanke kam ihm: „Will Arkany v'leicht, dasse nich mehr bei mir bleiben solln?“

„Alles falsch, Herr Szamtes! Ich will gehen, weil ich Besseres gefunden habe.“

Er wälzte sich in seinem Schreibsessel auf die andere Seite und gab sich anstrengendem Grübeln hin. Zu einem Ergebnis kam er nicht. Er versuchte es mit einer kläglichen Lustigkeit: „Se brechen mir das Herz, Fräulein! Se sind meine letzte Liebe! Habense nich Mitleid mit'm alten einsamen Mann?“

„Sie sind weder alt noch einsam, Herr Szamtes, noch bricht Ihnen das Herz, sondern Sie fürchten, daß Graf Arkany ungehalten sein könnte, wenn er erfährt, daß ich nicht mehr bei Ihnen bin.“

„Sehnse mal an! Wie klug Se sind!“

„Fürchten Sie gar nichts! Graf Arkany wird wissen, weshalb ich gegangen bin, und er wird Verständnis für meine Gründe haben.“

„Das is' mir zu dunkel, Fräulein!“

„Für den Grafen Arkany wird es hell genug sein. Das genügt!“

„Also — unwiderruflich?“

„Unwiderruflich, Herr Szamtes!“

„Se versündigen sich, Fräulein! Wahrhaftig, Se versündigen sich!“

„Ich will es auf mich nehmen!“

Er sank verzagt in sich zusammen und sah wirklich bemitleidenswert aus. „Wann wollnse' gehn?“

„Sofort!“

Er stöhnte laut. „Nu — denn gehnse! Und gehnse mit Gott! Und wennse mal einsehn sollten, wasse für 'ne Dummheit gemacht haben, denn denkense dran, daß der olle Szamtes noch für jeden Sünder 'n Kalb geschlacht' hat!“

„Ich werde daran denken, Herr Szamtes! Auf Wiedersehen!“

Kurze Zeit später stand sie auf dem Bahnhof von Halensee und nahm den nächsten Zug, um nach Wannsee zu fahren.

Orpp empfing sie und stellte sich ihr mit einem listigen Lächeln vor. Seine gutgelaunte Frische gewann ihm sofort ihr Herz. Er war höflich und liebenswürdig, ließ sie aber nicht im Zweifel darüber, daß sie ihre fünfhundert Mark im Monat ehrlich verdienen müsse.

„Herr Fock ist in der Stadt, Fräulein Rickenbach“, sagte er. „Daß Sie schon heute herkommen würden, hat er nicht gehofft. Um so besser, daß es so schnell ging. Wir haben Arbeit für Sie in Hülle und Fülle.“ Er zog aus seinen vielen Taschen ein Notizbuch und riß eine Seite heraus. „Hier haben Sie ein paar Anschriften von Leuten, die Geschäftsräume zu vermieten haben. Klappern Sie alles ab, erkundigen Sie sich, und wenn Sie Passendes gefunden haben, so rufen Sie mich an. Ich bin den ganzen Tag zu Hause, Besucher haben sich angesagt. Die muß ich erwarten.“

Sie erhielt Anweisung, wie groß die Räume sein mußten, wie teuer sie sein durften, und welche Lage er bevorzugte.

„Dann halten Sie auch Umschau nach Möbeln, drei Schreibmaschinen brauchen wir, vergessen Sie das Telephon nicht — kurz: unterrichten Sie sich über alles, was zu einer anständigen Wirtschaft gehört. Denken Sie selber ein bißchen über alles nach, denn selbst ist der Mann! — Haben wir uns verstanden?“

„Vollkommen, Herr Orpp!“

„Dann ist es gut! Nehmen Sie sich ein Auto, und machen Sie das Rennen! — Auf Wiedersehen, Fräulein Rickenbach!“

Sie stand schon in der Tür, als er sie noch einmal anrief: „Beinah' hätt' ich ja vergessen: Herr Fock läßt Ihnen bestellen, daß er bis zwei Uhr in der brasilianischen Gesandtschaft telephonisch zu erreichen ist. Er hat dort eine Besprechungen über Einwanderungsfragen. — Und nun: Startschluß! Los!“

Um zwei Uhr war Erla — ziemlich abgehetzt und ermattet — endlich so weit, daß sie von Orpp das Einverständnis zum Abschluß eines Mietvertrages erbitten konnte. Er lobte sie für ihre Umsicht und hieß ihre Entscheidungen gut. „Haben Sie schon Herrn Fock angerufen?“ rief er dann durch die Leitung. „Nein? Das haben Sie vergessen? Er hat schon dreimal nach Ihnen gefragt.“

„Ich werde ihn sofort anrufen. In der Hitze des Gefechts hab' ich nicht mehr daran gedacht.“

„Dann tun Sie's jetzt gleich!“

Sie rief ihn an, und es bestätigte sich, daß er auf sie gewartet hatte. Das heftige Rauschen und Knacken in der Leitung vermochte den beglückten Ton seiner Begrüßungsworte nicht unkenntlich zu machen.

Ja, er habe schon von Orpp erfahren, daß sie nun an seiner Seite stehe und für ihn arbeite. Er freue sich sehr.

Sie erzählte ihm, was sie erreicht hatte.

„Ausgezeichnet! Sind Sie für heute fertig, oder haben Sie Orpps Liste noch nicht abgearbeitet?“

„Noch längst nicht!“

„Schade! Ich bin nämlich für heute fertig. Wissen Sie was . . . Hallo! Hören Sie noch? Hallo! Geh'n Sie doch aus der Leitung — zum Deubel!“

„Ich bin ja noch hier, Herr Fock!“

„Gott sei Dank! Also — wissen Sie was? Ich helfe Ihnen! Wir treffen uns in einer Viertelstunde am Lützowplatz.“

„Einverstanden!“

Focks Wagen war schon zur Stelle, als Erla ankam. Er sprang heraus und drückte ihr wie einem alten Kameraden die Hand.

„Das ist prächtig, Fräulein Rickenbach!“ sagte Fock. „Ganz prächtig! Nun gehen wir gemeinsam auf Erkundungen aus. Haben Sie denn überhaupt schon zu Mittag gegessen?“

„Ich bin noch nicht dazu gekommen, Herr Fock. Ich glaube sogar, daß ich nicht mehr daran gedacht habe.“

Er machte ein böses Gesicht. „Solchen Leichtsinn müssen Sie sich abgewöhnen! Sofort werden wir essen gehen. Wissen Sie vielleicht hier in der Umgegend ein kleines nettes Lokal, wo man gut und — reichlich zu essen bekommt? Ich schwärme für die Hamburger Küche, müssen Sie nämlich wissen: für etwas, das Leib und Seele zusammenhält.“

Sie empfahl eine Weinstube in der Potsdamer Straße.

„Ist das weit?“

„Nein, ein paar Minuten.“

Jan lachte. Er mußte an Hannes Palk denken, der augenblicklich an Bord der „Niobe“ irgendwo in den japanischen Gewässern schwamm, und der auch immer genau Bescheid gewußt hatte, wenn ihm Fragen nach „kleinen netten Lokalen“ vorgelegt worden waren. Während der Fahrt erzählte er Erla von dem langen Hannes und der gemeinsamen Schiffsjungenzeit auf dem „Pieter Klas“.

„Sind Sie nicht froh, Herr Fock, daß diese schlimmen und elenden Zeiten nun endgültig hinter Ihnen liegen?“ fragte sie, als er geendet hatte.

„Schlimm? Elend? Ach, Sie können sich ja nicht denken, wie glücklich wir damals waren, trotz allem! Sehen Sie: wir hatten nichts und waren nichts, aber wir waren frei! Zwar saß ich auf dem „Pieter Klas“, bekam Prügel

und fuhr zwischen Liverpool und Hamburg — gewiß, aber ich hätte nur mal ordentlich Luft zu holen brauchen und mir einen Stoß geben müssen — dann hätte ich Gott weiß wohin gehen können. Ich hab's ja auch getan. Das kann ich heute nicht. Ich muß nach Para, nach Manaos, nach Rio. Ich muß mich hier mit den Brasilianern umherärgern, die von mir „Garantien“ haben wollen für das Wohlergehen der tausend Mann, die wir noch in diesem Jahr über das Große Wasser schaffen wollen.“

„Tausend Mann?“

„Ja. Bauhandwerker, Maurer, Zimmerleute, Techniker, Tiefbauingenieure und Ärzte. Wir haben schon Fühlung genommen mit Gewerkschaften, Verbänden und Berufsgemeinschaften. O gewiß, es macht Freude: Die Leute drängen sich mir zu, und es ist schön, ihnen mit gutem Gewissen versprechen zu können: Dort drüben sollt ihr eine Heimat haben, eine weite und reiche Heimat, ihr könnt dort drüben ein neues kleines Deutschland aufbauen, wenn ihr wollt! — Die tausend Mann sind auf dem Anmarsch, und neue Tausende werden ihnen folgen, und . . . wir auch . . .“

Er sprach diese letzten Worte wie eine Frage aus.

Sie sah ihn zuversichtlich an. „Ja, Herr Fock, wir auch!“

Da drückte er ihre Hand so fest, daß sie die Zähne zusammenbeißen mußte, um nicht das Gesicht vor Schmerz zu verziehen.

Dieser erste Arbeitstag im Dienste Focks erschien Erla als ein herrlicher Glückstag. Aber sie ward bitter enttäuscht: es war einer der schwärzesten und bedrohlichsten Tage ihres Lebens. Als sie abends nach Hause kam, erfuhr sie, daß der Herzog von Evonshire wieder in England eingetroffen sei und sich sofort brieflich einverstanden erklärt habe, den „Blue Star“ anzukaufen.

Und wenige Stunden später lief das Telegramm ein, mit dem Graf Arkany seine Ankunft in Berlin für den übernächsten Tag ankündigte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wunderrenner in Mexiko und ihr Geheimnis.

Von H. Hesse-Newyork.

Nachdem er 86 Kilometer bergauf und bergab in sechs Stunden 45 Minuten und 41 Sekunden zurückgelegt hatte, ging der Tarahumare-Indianer José Torres kürzlich bei einem Wettlaufe in Kansas durchs Ziel. Damit brach er den Weltrekord um eine Stunde, den Davies im Jahre 1882 zu Newyork aufstellte, und zwar mit 7 Stunden 49 Minuten und 41 Sekunden für 86 Kilometer.

Vor einigen Monaten vollbrachten die beiden Tarahumare-Indianer Thomas Zafiro und San Miguel eine ähnliche Leistung, indem sie einen Brief des Gouverneurs des Staates Hidalgo zur Stadt Mexiko brachten, und zwar legten sie 106 Kilometer in 9 Stunden 37 Minuten zurück. Während jedoch die Läufer anderer Nationen nach derartigen Leistungen am Ziel fast vor Erschöpfung umfielen, keuchten diese Indianer nicht einmal, als sie ihr rotes Seidenband in Mexiko in Empfang nahmen. Anscheinend hätten sie noch viele Meilen weiter laufen können.

Wie sind nun diese ungewöhnlichen Leistungen zu erklären? Worin besteht das Geheimnis?

Bei den Olympischen Spielen in Stockholm im Jahre 1912 gelang es einem amerikanischen Berichterstatter, den Ursachen auf die Spur zu kommen. Bei diesem Spiele waren es zwei Weiße aus Südafrika, die gegenüber sechzig Bewerbern Erster und Zweiter im Marathon-Laufe wurden. Wie Henry Curry in einem Newyork-Blatte berichtet, erklärte ihm der Entdecker kürzlich: „Die bekanntesten Indianer-Renner im heutigen Mexiko leben nicht in der Nähe der Küste, sondern im Innern auf Hochebenen, wo die Luft dünn und trocken ist. In diesem Umstande liegt der Schlüssel zu dem bisherigen Geheimnis.

Die beiden Sieger in Stockholm kamen aus Transvaal, und dies von der Küste entfernte Land ist gleichfalls eine Hochebene, wo die Luft dünn und trocken ist. Man weiß, daß Leute in solchen Gegenden selten an Lungenschwindsucht leiden, daß sie entschieden größere, gesundere und kräftigere Lungen haben als die Bewohner der Niederungen. Natürlich entspricht bei ihnen das Herz den Lungen und ist ebenfalls größer, gesunder und kräftiger. Was ihre allgemeine körperliche Entwicklung anbelangt, so waren diese Bergbewohner stets wegen ihrer Stärke, Geschicklichkeit und Ausdauer bekannt. Eben diese körperliche Entwicklung — die großen, gesunden und kräftigen Lungen im Verein mit Herz und Muskeln — machen den Wunderrenner aus.“

Ein Beweis für die Richtigkeit dieser neuen Theorie findet sich schon bei Herodot, der über die Kuriere des persischen Königs berichtet: „Nichts wird so schnell befördert wie die Botschaften dieser Renner.“ Persien ist gleichfalls ein Hochland, wo die Luft dünn und trocken ist.

Dieses Kuriersystem der persischen Könige vor zweitausend Jahren fanden die Spanier in Mexiko wieder, wo sogar Post und Fracht befördert wurden.

„Verbindungen mit den entferntesten Gegenden des Landes wurden durch Kuriere aufrecht erhalten“, sagt Prescot, der Historiker der Eroberung von Mexiko. „In Abständen von etwa sechs Meilen lagen an den großen Landstraßen Posthäuser. Die Mitteilungen hatten die Form einer hieroglyphischen Malerei, womit der Post- oder militärische Kurier zur nächsten Station lief. Dort nahm sie ein anderer Bote und trug sie eine Station weiter, und so ging es fort bis zur Hauptstadt. Diese von Kindheit an abgerichteten Läufer bewegten sich mit unglaublicher Schnelligkeit. Wenn auch nicht mit einer Geschwindigkeit von zwölf bis fünfzehn Meilen in der Stunde, wie ein alter Chronist glauben machen will, immerhin wurde eine Botschaft an einem Tage hundert bis zweihundert Meilen weiter befördert.

Frische Fische, nach anderen Berichten auch frische Südfrüchte, erschienen oft auf Montezumas Tafel in der Stadt Mexiko, und zwar vierundzwanzig Stunden, nachdem sie die Reise an der Golfküste angetreten, in der Luftlinie zweihundert Meilen von der Hauptstadt entfernt.

In dieser Weise erreichten auch die Nachrichten über die Bewegungen der königlichen Armeen schnell den Hof. Die Kleidung des Renners verriet schon durch die Farbe die Natur seiner Botschaft und verbreitete Freude oder Bestürzung in den Städten, die er durchlief.“

Von allen Schnelläufern in irgendeinem Lande oder Zeitalter haben die Tarahumare-Indianer am überraschendsten gezeigt, was für erstaunliche Ergebnisse durch langes Trainieren in hoch gelegenen Gegenden zu erzielen sind.

Vor etwa dreißig Jahren lebte der Deutsche Karl Lumholtz mehrere Jahre unter diesen Indianern und studierte sie gründlich. Er berichtete, daß sie auf einer breiten Hochebene leben, sechs- bis neuntausend Fuß hoch, und zwar in der Sierra Madre nordwestlich der Stadt Mexiko. Obgleich tiefe und sehr enge Schluchten das Gebiet durchzogen, handelte es sich hier doch nicht um ein Bergland, sondern nur um eine Reihe von kleinen Hügeln und Tälern. Das Klima ist heilkräftig und die Temperatur außerhalb der engen Schluchten die der nördlichen Länder.

Von mittlerer Statur, besitzen die Tarahumare auffallend breite Schultern, eine tiefe, breite Brust und ziemlich schlanke Glieder. Sie erfreuen sich einer prachtvollen Gesundheit, solange sie die heißen, meist feuchten Schluchten meiden. Wenn sie sich vor den Blattern der Weißen hüten, werden sie oft hundert Jahre alt.

Sie schwärmen sehr für den Tanz. Ihr Lieblingssport aber ist der Wettlauf. Ihr Training schließt Enthaltsamkeit von Alkohol, Süßigkeiten, Eiern, Käse, Kartoffeln und Fett ein. Kaninchen, Hirsch, Ratte und Truthahn gelten als bekömmlich, im Gegensatz zu den fleischfressenden Tieren, die sie verschmähen. Im allgemeinen ist Alkohol nicht verboten, und man tut sich gütlich an Tesvino, einem aus Mais hergestellten Biere.

Alle ihre Wettrennen weisen eine Eigentümlichkeit auf, welche die Schnelligkeit behindert und dem Läufer eine ganz zwecklose Mühe aufbürdet: Der führende Läufer stößt einen Ball von etwa zwei Zoll Durchmesser auf eine Entfernung von hundert Meter oder mehr vor sich her, und zwar mit den Zehen. Mit der Hand darf er ihn nicht berühren. Der Ball ist aus einer Eichenwurzel geschnitzt.

Preise werden nicht verliehen. Auch der beste Renner erhält nur geringe Belohnung, außer weiblicher Bewunderung. Sonst muß er sich damit trösten, seinen Freunden geholfen zu haben, ihre zuweilen hohen Wetten zu gewinnen.

Laufen ist diesen Indianern nicht ein Sport, sondern eine Leidenschaft. Alle Tarahumare, Männer, Frauen und Kinder, sind Läufer. Das Dauerlaufen findet praktische Verwendung, wenn sie für die Mexikaner wilde Pferde einfangen. Nach zwei bis drei Tagen treiben sie die völlig erschöpften Tiere in den Pferch, während sie selbst von ihrer Frische beim Beginn der Jagd nichts eingebüßt zu haben scheinen.

Die Wettläufe beginnen um Mitternacht und dauern oft bis zum Morgen. Fackelträger begleiten die Läufer, und der ganze Zug bietet ein phantastisches Bild, wenn er in den Tannenwäldern dahin eilt.

Im allgemeinen ergibt sich die zwingende Schlußfolgerung, daß ein vorsichtiges Trainieren in genügender, jedoch nicht zu großer Höhe mit trockener Luft und mäßiger Temperatur die Geschwindigkeit und Ausdauer eines gesunden Menschen überraschend steigern würde.

Die Katze.

Skizze von Siegfried Bergengruen.

Die Katze saß auf einer Kiste in der Ecke des Ateliers und schnurrte. Man wunderte sich, daß diese kleine, halbverhungerte Katze noch so wohlig zu schnurren vermochte, obgleich es in dem Atelier eiskalt war. Aber das hatte seine tieferen Gründe. In der Wand nämlich, hinter der Kiste, lief ein Ofenrohr vorüber, das jedesmal etwas warm wurde, wenn die Leute in der Unterwohnung heizten. Und eben wenn diese Wärme, die eigentlich nur eine verminderte Kälte war, zaghaft durch die Mauern kroch, schnurrte die Katze. Es war ein genügsames Tier.

Das Atelier und die Katze gehörten einem Maler. Es ging ihm nicht sehr gut, dem Maler, sonst wäre das Atelier geheizt gewesen und die Katze hätte den ganzen Tag schnurren können. Auch war er keiner von den Starken. Er glaubte zwar an sich und seine Kunst, nicht aber an die Zukunft, oder vielmehr die Menschheit, was auf dasselbe herauskommt, wenn man sich überlegt, daß eine Menschheit ohne Zukunft eigentlich undenkbar wäre. Auf alle Fälle — ein höchst unerquicklicher Gedanke. Und daher nicht im Bereich des Erwägenswerten.

Jener Maler nun, der also gewissermaßen einen Schädling im Garten unserer Zukunft darstellte, sozusagen einen Maulwurf, beschloß, ein Ende zu machen. Monatelang hatte er gefroren und gehungert, eigentlich so weit er sich auf seine Existenz überhaupt besinnen konnte. Es bestand also kein nennenswertes Hindernis.

Ich habe genug, schrieb er auf ein Blatt Papier — für den Fall, daß sich einmal irgend jemand für die näheren Beweggründe seiner Tat interessieren sollte —, ich habe genug von einem Leben, das mir nichts eingebracht hat als einen Stapel schlechter Kritiken, mit denen ich kürzlich meinen Ofen zum letzten Mal heizte. Ich habe genug von einer Kunst, deren Anerkennung durch die Welt vom heutigen Tage meines Todes datieren wird. Ich habe genug davon, hungern zu müssen, weil es einmal Leute geben wird, die sich von dem Erlös meiner Bilder reichlich satt essen werden. Ich habe genug. Ganz genug. Ich gehe. Der Weg zu meinem Ruhm steht — euch frei. Ich bitte, sich zu bedienen! . . .

Als der Maler so weit gekommen war, lachte er. Er lachte zum erstenmal nach längerer Zeit, und es klang daher etwas ungewöhnlich, dieses Lachen, etwas eingefroren, etwas — nun wie soll man sagen — etwas . . . herzlos!

Er stand auf, ordnete einige Mappen, rückte einen Rahmen gerade, der von der Erschütterung des Gebäudes durch die Straßenbahnen etwas verschoben war, und begab sich zum Gashahn. Es dauerte eine Weile, bis er ihn aufbekam. Die Finger waren klamm und versagten. Aber schließlich war es doch so weit. Und das Gas strömte . . .

Der Maler lauschte eine Weile dem leisen Singen, nickte dann mit dem Kopf, verschloß die Tür und setzte sich in einen Lehnstuhl. Eine geraume Zeit saß er so, ohne sich zu bewegen. Das Gas vermischte sich langsam mit der Luft.

Der Maler dachte. An einerlei, wahllos durcheinander. Er dachte wie die meisten Künstler in Bildern und wunderte sich darüber, daß seine Gestalten in violetten Nebeln verschwammen, die von grellgelben Adern durchflossen wurden. Die Adern wuchsen, wurden sehr breit und erstickten allmählich alle anderen Farben.

Plötzlich erwachte der Maler. Ein leises Geräusch ließ ihn aufhorchen. Es kam aus der Ecke von der Katze.

Die Katze? Natürlich! Er hatte sie vergessen!

Du bist ein Mörder . . ., sagte eine Stimme.

Unsinn, antwortete der Maler sich selbst und schloß die Augen.

Die Katze begann zu miauen.

Du bist ein Mörder! Ein Doppelmörder sogar! rief die Stimme. Sie klang laut und vorwurfsvoll.

Der Maler öffnete mühsam die Augen. Er war sehr matt und hatte das Bedürfnis, zu schlafen. Aber er wollte sich doch darüber klar werden, ob die Stimme Recht hatte. Zu diesem Zweck wandte er langsam den Kopf, um die Katze zu sehen.

Sie saß mit gesträubten Haaren auf ihrer Kiste, an das lauwarme Ofenrohr gedrückt und starrte ihn an. Aus grünen, verzweifelten Augen. Zuweilen miaute sie.

Der Maler wollte sich abwenden, brachte es aber nicht fertig. Die Augen hielten ihn fest.

Was kann das Tier dafür, daß du feige bist, sagte die Stimme. Gib ihm die Freiheit und dann tu mit dir selbst, was du willst.

Feige? Wirklich? Er glaubte doch im Gegenteil! . . .

Er wollte sich erheben. Aber es erwies sich, daß er keine Kraft dazu hatte. So ließ er sich auf die Knie sinken und kroch in der Richtung zur Tür. Jedesmal, wenn er einzuschlafen drohte, miaute die Katze. Dann sah er ihre grünen Augen. Hörte ihre klägliche Stimme. Und riß sich zusammen. —

Viele Jahre später geschah es, daß die Katze vor Alter starb. In den Armen des Malers. Er weinte um sie wie ein Kind. Er, der gelacht hatte, als er daran ging, dem eigenen Leben ein Ende zu bereiten.

Aber so ändern sich die Zeiten.

Auch der Hunger hatte ihn damals bereits für immer verlassen. —

So war er ganz einsam. . . .



Bunte Chronik



* **Der König von England als Erbe.** Die Engländer lieben es, ihren König als Erben einzusetzen, namentlich wenn es sich um Familienzwistigkeiten handelt, oder auch wenn sie keine Erben hinterlassen. Zwar tritt der König diese Erbschaften niemals an, und die Legate kommen der öffentlichen Wohlfahrt zugute, aber ein solches Testament wird als ein begrüßenswerter Akt der Loyalität gegenüber dem Herrscherhause betrachtet und sichert dem Erblasser noch nachträglich die gute Meinung seiner Landsleute. Die Summe der zahlreichen Geldvermächtnisse ergibt viele Millionen. Oft soll der König aber auch andere als finanzielle Erbschaften antreten, und die sonderbarsten Bestimmungen sind bisweilen mit diesen verknüpft. So vermachte kürzlich eine alte Dame in London ihrem als tierfreundlich bekannten Landesherrn einen schwarzen Seidenspitz, eine Angorakatze und einen Kakadu nebst der Summe von 100 Pfund jährlich, welche für die Pflege der Tiere verwandt werden sollte. „Ich bitte Ew. Majestät“, so lautete die letzwillige Verfügung, „sich meiner Lieblinge anzunehmen und für weitere 100 Pfund (2000 Mark) jährlich, die regelmäßig am Jahresschlusse bezahlt werden, den Spitz, die Katze und den Papagei jeden Sommer auf 14 Tage ins Seebad bringen zu lassen, da die Tiere von jeher daran gewöhnt sind, diese Sommerfrische zu genießen. Die letztgenannten 100 Pfund sind für den Begleiter der Tiere bestimmt. Er soll sich mit ihnen im feinsten Hotel einquartieren und es an nichts fehlen lassen.“ Es folgen noch genaue Diätvorschriften und sonstige Verhaltungsmaßregeln, damit die Tiere gesund bleiben und nicht vorzeitig sterben sollen. So sollen der Hund und die Katze regelmäßig zweimal täglich ihre Kunststücke üben, damit sie sie nicht verlernen und gelenkig bleiben. Auch soll der Papagei, wenn das Wetter es gestattet, täglich eine Stunde an die Luft geführt werden. — Nicht weniger seltsam mutet das Testament eines Katzenliebhabers an, der dem Könige drei Dutzend Katzen vermacht nebst einer beträchtlichen Summe zur Errichtung eines „Katzenheims“, das, wie er ausdrücklich vorschreibt, in der Nähe eines der königlichen Schlösser errichtet werden soll, damit der König sich regelmäßig selber von dem Wohlergehen der lieben Tierchen überzeugen kann. Noch weniger dürfte der britische Herrscher erbaut gewesen sein über eine Erbschaft von — sechzig lebenden Giftschlangen, die ihm ein Weltreisender hinterlassen hat mit der stolzen Bemerkung, daß sie eine einzigartige Sammlung der seltensten und z. T. noch unbekannten Exemplare darstellen, und daß keine einzige darunter ist, deren Biß nicht augenblicklich tödlich wäre!“

Lustige Rundschau



* **Der Patient.** „Haben Sie die Medizin vor dem Schlafengehen genommen, wie ich angeordnet hatte?“ — „Nein, Herr Doktor, zuerst hatte ich es vergessen, und als ich sie dann nehmen wollte, schlief ich schon.“

x

* **Das Land der Sehnsucht.** „Mutti, ist in Afrika das Wasser knapp?“ — „Ja.“ — „Ich muß nur dran denken, wie gut es die Negerkinder haben. Die werden doch nicht so oft gewaschen . . .“

*

* **Rausschmeißen kann er noch nicht.** Bescheiden: „. . Pikkolo, ich habe keinen Pfennig Geld bei mir!“ — „Da müssen Sie schon warten, bis der Herr Oberkellner kommt, 'nauswerfen darf ich noch keinen!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.